



Magazin der
Freund_innen des HUMANISMUS
#jetztHumanismus

Füreinander da sein

Die Freund_innen des HUMANISMUS

unterstützen die Ziele des Humanistischen Verbandes Berlin-Brandenburg: als Mitglied, Fördermitglied, Spender_in, ehrenamtlich Engagierte_r oder Netzwerkpartner_in. Sie alle übernehmen gesellschaftliche Verantwortung, um eine freiheitliche und an Menschenrechten orientierte Kultur zu stärken.

Der Freund_innenkreis

setzt sich für eine tolerante Lebensweise ein – für eine freie Entfaltung in sozialer Verantwortung. Die Freund_innen teilen die Überzeugung, dass allein Menschen ihr Zusammenleben gestalten. Sie pflegen Mitmenschlichkeit und engagieren sich für eine humanere Welt.

Liebe Freund_innen des HUMANISMUS,

über die letzten Jahre haben wir eine soziale Spaltung erfahren. Populismus, Rechtsruck und Verschwörungstheorien halten mehr und mehr Einzug. Parallel erfahren wir uns als soziale Gemeinschaft neu – im Dauerstress von Corona.

Genau hier erscheint es uns wichtig zu erkunden, was uns als Gemeinschaft auszeichnet und zusammenhält. Wie kann ein neues Wir-Gefühl dazu beitragen, dass wir gestärkt aus Krisen hervorgehen? Wie können wir Zusammenhalt in der eigenen Umgebung gestalten?

Fürsorge, Solidarität, Zusammenhalt, Gemeinsinn, Zuwendung und Nächstenliebe sind Facetten unseres humanistischen Zusammenlebens und Handelns. Wie diese konkret aussehen können, möchten wir Ihnen in diesem Magazin anhand humanistischer Akteur_innen und Stimmen vorstellen. Wir zeigen Ihnen, wo wir als Verband aktiv sind, um Menschen im Alter abzusichern und eine vielfältige Gemeinschaft zu ermöglichen, und wo wir Stellung für eine an Menschenrechten orientierte Kultur beziehen.

Wir wünschen Ihnen viel Freude mit der Lektüre.

**Ihr Freund_innenkreis
im Humanistischen Verband
Berlin-Brandenburg**

Was gefällt Ihnen in diesem Magazin besonders?

Welche Themen sind für Sie interessant?

*Senden Sie uns gerne Ihre Anregungen, Feedback und Kritik an:
freunde@hvd-bb.de*

Die Preisträgerinnen
des diesjährigen
Humanismus-Preis
für Menschenrechte
2021

Seite 16

Inhalt

— PANORAMA

- 4 Unsere Mitgliedschaft ist mehr, aber was?**

— GEDANKENRAUM

- 6 Füreinander da sein**

— IM GESPRÄCH MIT ...

- 10 Manfred W.**

— MENSCH SEIN

- 12 Die Pandemie der Einsamkeit**
13 Unser Seniorentelefon

— MOBILISIEREN

- 14 Patricia Holland-Moritz:
Mut zur Nachbarschaft**

— IM GESPRÄCH MIT ...

- 16 Joanna Gzyra-Iskandar
Anna Prus
Elżbieta Podleśna**

— IM GESPRÄCH MIT ...

- 20 Dr. Keerthi Bollineni**

— MOBILISIEREN

- 22 Serkan Wels: Positiv über
Vielfalt reden**

Unsere Mitgliedschaft ist mehr, aber was?



schon vieles. Er lehnte sich nicht zurück, sondern unterstützte seine Kolleg_innen und brachte sich weiter an verschiedenen Stellen im Verband ein, natürlich ehrenamtlich. Wenn man Martin heute seinen Ort des Humanismus beschreiben lässt, ist es der Treffpunkt des Jugendverbandes. Dort, wo Menschen für ihn da waren und wo er für Menschen da war. Dort, wo er so viel Spaß hatte und noch dazu so viel geschaffen hat. Er ist immer noch Mitglied, obwohl er weit weg wohnt, eine Familie mit drei Kindern hat und keine Verbandsveranstaltung mehr besuchen kann. Dabei geht es ihm nicht um die formale Mitgliedschaft, sondern um die Verbundenheit. Nicht zu dem formalen Verband mit seiner Satzung, sondern zu der Idee, dem Sinnvollen, den Menschen, die nach ihm unsere Gedanken fortführen.

Dies ist nur ein Weg in unseren Verband, davon gibt es freilich viele. Die meisten jedoch kommen über eine gemeinschaftliche Erfahrung zu uns. Über den Jugendverband, unser Seniorenbüro, über eine thematische oder kulturelle Veranstaltung. Sie lernen Menschen kennen, finden im besten Fall Freund_innen und bewegen gemeinsam etwas, wachsen vielleicht sogar über sich hinaus und geben etwas zurück – idealerweise wird dabei viel gelacht. So entsteht Verbundenheit.

Und selbstredend steht dahinter auch unsere verbandliche Idee, mehr noch unsere gesellschaftliche Verpflichtung. Wir wollen unsere Idee von der Welt und dem Zusammenleben der Menschen erfahrbar machen, sie verbreiten und somit möglichst viele Menschen gewinnen. Mehr denn je gilt es, dass wir Verantwortung füreinander wahrnehmen. Denn aus dieser gemeinsamen Verantwortung entsteht für unsere offene Gesellschaft erst die Möglichkeit zu existieren und letztlich auch der Sinn des Miteinanders. Deswegen werden wir neue Orte der Begegnung schaffen: für die Menschen, für unser Berlin-Brandenburg.

ZUM AUTOR

David Driese

ist seit 2018 Vorstand im HVD Berlin-Brandenburg und hat zuvor die Abteilung Bildung im Verband geleitet. Gemeinsam mit ihm lenkt Katrin Raczynski als Vorstandsvorsitzende den HVD Berlin-Brandenburg seit 2013.

Was bewegt einen Menschen, sich uns anzuschließen? Warum bleibt ein Mitglied zumeist über Jahrzehnte dabei? Welchen Mehrwert hat eine Mitgliedschaft bei uns für die Menschen in Berlin und Brandenburg? Einfach sind diese Fragen in keinem Fall zu beantworten. Wenn der Wald zu groß erscheint, um ihn zu beschreiben, hilft manchmal ein Blick auf einen einzelnen Baum. Deswegen möchte ich Ihnen Martin vorstellen:

Als Martin 13 Jahre alt war, war er ein eher unauffälliger Junge. Er hatte nicht wenig Selbstvertrauen, aber auch nicht viel. Er war auf der Suche, wonach auch immer. In einem Wochenendcamp traf er auf die Jungen Humanist_innen (JuHus). Er lernte eine zumeist heitere Gruppe kennen, die jeden Donnerstagabend gemeinsam verbrachte. Dort wurden Aktionen für die JugendFEIER-Vorbereitung geplant, Wochenend-

camp, Thementage, Gedenkstättenfahrten oder auch einmal ein Jugendaustausch. Alles unter dem Motto: Gemeinsam etwas für andere tun. Während Martin anfang sich zu engagieren, passierte nebenbei etwas anderes. Martin machte Bekanntschaften, er fand neue Freund_innen. Zudem probierte er sich aus. Er schaute über die Jahre, wozu er in der Lage war, zum Beispiel als Betreuer oder gar Leiter eines Wochenendcamps, als Leitung einer JugendFEIER oder im Austausch zu gesellschaftlichen Themen. Am Ende war er einer der Menschen, die man fragte, wenn man einen Rat brauchte. Da war er gerade 18 Jahre alt. In seiner Berufsausbildung versuchten die Vorgesetzten und Lehrkräfte seinen Azubikolleg_innen die wichtigsten Dinge für den Job und für das Leben beizubringen – geht respektvoll und kollegial mit anderen um, übernehmt Verantwortung für euch und euren Job, für euer Leben. Martin wusste davon



Füreinander da sein

Diese Fähigkeit unseres sozialen Selbst und gesellschaftlichen Daseins kennt viele Namen und hat viele Gesichter: Sie kann als tatkräftige Unterstützung auftreten, als Beistand in stürmischen Zeiten, als Bestätigung der eigenen Meinung, Entscheidung oder Überzeugung, als politisches oder zwischenmenschliches Engagement, als freundschaftliches Entgegenkommen, als finanzielle Förderung, als persönliche Fürsprache, familiärer Rückhalt und freundschaftliche Rücken- deckung, als Nachbarschaftshilfe, als humanitäre Hilfe im Not- oder gar Katastrophenfall, als Rückhalt in der Gruppe, Familie oder Beruf, als Sponsoring durch einen Verein, als staatliche Subvention oder in einer anderen Form der persönlichen oder sachlichen Zuwendung.

Formen der Unterstützung

Unterstützung reicht vom einfachen, aber oftmals unverzichtbaren Zuhören, dem berühmten „offenen Ohr“, bis hin zur Begleitung in den schwersten Stunden, vom Geben geringer Geldbeträge bis zum Spenden eines überlebenswichtigen Organs. Und auch Zeit spielt eine entscheidende Rolle: Wie lange und wie oft sind wir füreinander da und unterstützen einander? Melden wir uns nur ab und an mit einer Kurznachricht zum Geburtstag und zu gezielten Anlässen? Oder begleiten und betreuen wir einen anderen Menschen womöglich dauerhaft und durchgängig über ein ganzes Leben hinweg? Wie intensiv, wie „aufopfernd“ ist unsere Unterstützung dabei? Vom persönlichen Engagement, das selbst vor körperlichen Blessuren nicht zurückschreckt, bis zur Geldspende, deren Ursprung anonym verbleibt, gibt es auch hier vielfältige Möglichkeiten, wie wir anderen helfen können.

Füreinander da zu sein, das bedeutet, für sich selbst eine Antwort auf genau diese Frage zu finden: Zu überlegen, was für uns „möglich ist“, wie viel wir „einbringen wollen“, von uns selbst und von den Ressourcen und der Zeit, die uns zur Verfügung stehen. Unsere Hilfe kann dabei vor allem emotionale, instrumentelle oder informative Züge tragen. Wir können für andere da sein, indem wir sie trösten und ihnen beistehen oder indem wir unsere Hilfe auf die Mittel und Wege konzentrieren, die wir jemandem zur Verfügung stellen, auf die Informationen, die wir jemandem zukommen lassen oder den Rat, den wir jemandem erteilen. Indem wir also „Bewertungs- und Einschätzungsunterstützung“ leisten, wie die Psychologie es nennt.

Solidarität und Gemeinschaft

Dort, wo wir uns mit anderen als „solidarisch“ erweisen, haben wir aber nicht zwangsläufig die Bedürfnisse einer einzelnen Person im Blick. Denn oft gilt unsere Solidarität auch größeren, politischen Idealen und Zielen. Dann agieren wir als Gruppe und Gemeinschaft, als Kollektiv oder Verband für eine Vielzahl von Menschen, deren Lebensumstände wir verbessern wollen, dann engagieren wir uns für das Allgemeinwohl und nicht für die Interessen Einzelner. Solidarisch erweisen wir uns, wenn wir uns gegenseitig dann unterstützen, wenn wir ohne gegenseitige Hilfe nicht weiterkommen, wenn wir eine Sache zu „unserer Sache“ oder zur „gemeinsamen Sache“ erklären. Wenn wir andere nicht einfach sich selbst überlassen, sie „hängenlassen“, sondern sie in unser Fühlen, Denken und vor allem in unser Handeln von vornherein mit einbeziehen. So wird aus einem zwischenmenschlichen Füreinander ein solidarisches Miteinander. Nicht umsonst bedeutet das aus dem Lateinisch-Französischen stammende Wort „Solidarität“ wörtlich übersetzt: Zusammengehörigkeit.

Doch nicht nur die großen, politischen Bewegungen und Ereignisse sind für ihren Erfolg auf Solidarität angewiesen, schon die einfache Ausrichtung einer Geburtstagsfeier oder die gelungene Verabschiedung einer Kollegin setzen ein kooperatives Miteinander voraus, ohne das es keine Feier und keine würdige Verabschiedung geben kann. Schon Cicero bemerkte daher, dass der rücksichtslose Mensch derjenige sei, der keinen Anteil an seinen Mitmenschen nehme, der kein Interesse an ihnen zeige. Bedeutet „Inter-esse“ auch hier wörtlich genommen doch ein „Zwischen-Sein“, ein „Dabei-sein“. Um auf einer persönlichen Ebene „dabei“ und füreinander da sein zu können, reicht es oft schon aus, einfach nur körperlich anwesend zu sein, beisammen zu sitzen oder einen Abend miteinander zu verbringen. Alleine die Anwesenheit anderer Menschen kann uns ein Gefühl von Geborgenheit und Sicherheit verschaffen und uns unserer Gruppenzugehörigkeit versichern.

Empathie und Verständnis

Manchmal reicht es aber auch nicht. Nämlich dann, wenn wir erst in Erfahrung bringen müssen, was unsere Mitmenschen bewegt, was sie brauchen und wo genau sie unsere Hilfe benötigen. In diesem Fall müssen wir Achtsamkeit und Empathie aufbringen und die Fähigkeit zur Perspektivübernahme. Was oft nur durch gemeinsame Erfahrungen oder Vorbildung möglich ist. Andernfalls erweisen wir uns womöglich als blind für die noch schwachen Signale, die am Anfang einer persönlichen Krise und Hilfsbedürftigkeit stehen. Erst wenn wir gelernt haben, die Probleme unseres Gegenübers auch richtig zu deuten, die Signale richtig zu interpretieren, können wir einer Person angemessen helfen und in ihrem Sinne agieren. Solidarität kann daher auch präventiv, sie kann vorsorgend wirken. Ihr positiver Einfluss kommt nicht erst dann zum Tragen, wenn eine Krise sich schon zugespitzt hat und unabwendbar geworden ist, sondern schon viel früher. Ein Aspekt, den vor allem die Sozial- und die Gesundheitspsychologie hervorheben.

ZUM AUTOR

Dr. Romanée Zander

leitet das Humanistische Vorsorgenetz und berät Menschen zur Gestaltung und Absicherung ihrer Lebensweisen. Er hat in den Fächern Philosophie und Psychologie promoviert.

Rückhalt und Gesundheit

So weisen Studien zur sozialen Unterstützung darauf hin, dass sich allein die Wahrnehmung des Vorhandenseins möglicher Unterstützung positiv auf unser geistiges und körperliches Wohlbefinden auswirkt. Ob diese dabei von Freund_innen, der Familie oder anderen „sozialen Netzwerken“ gewährt wird, spielt vor allem im Hinblick auf die Verlässlichkeit der Unterstützung eine Rolle. Das Entscheidende ist, dass wir das Gefühl haben, Unterstützung genau dann zu erhalten, wenn wir sie auch wirklich brauchen. Es ist das Bewusstsein eines „Back-ups“, auf das wir im Ernstfall zurückgreifen können, was uns ein Gefühl von Sicherheit und Geborgenheit verschafft. Und je stärker wir in solche sozialen Netze eingebunden sind, desto besser können wir mit kritischen Lebensereignissen umgehen. Soziale Unterstützung ist die Voraussetzung für einige unserer zentralsten, psychosozialen Bedürfnisse wie Anerkennung, Zuneigung, Zugehörigkeit oder Sicherheit.

Eine Bezogenheit auf andere, die schon in jungen Jahren ihre wichtigsten Prägungen erfährt. Wird uns als Kind Unterstützung nur unzureichend gewährt, so untergräbt das nicht selten unser Grundvertrauen in die Welt und zeigt sich später im Leben unter Umständen in Problemen der Bindungsfähigkeit, einem mangelnden Gefühl der Selbstwirksamkeit und des Kontrollempfindens und damit verbunden in einem untergrabenen Vertrauen in uns selbst und in andere. Ist unser familiäres Umfeld hingegen intakt und für uns da, wenn wir es brauchen, ist es uns erlaubt, uns in späteren Jahren selbstbewusst und selbstbestimmt den Herausforderungen der Welt zu stellen und ein positives Bild von unserer eigenen Zukunft zu entwerfen.



FREUND_IN

Manfred W.

ist seit 2017 aktives Mitglied im Humanistischen Verband Berlin-Brandenburg. Er engagiert sich aktiv in zahlreichen Projekten und Arbeitskreisen und hat für die Zukunft mit seinem ganz eigenen „Rundum-Sorglos-Paket“ vorgesorgt.

Manfred W.

Im Gespräch mit Manfred W. über seinen Lebensweg, seine Verbundenheit zum Humanistischen Verband Berlin-Brandenburg sowie sein „Rundum-Sorglos-Paket“.

♥ **Lieber Herr W., schön, dass wir dieses Interview mit Ihnen führen dürfen. Stellen Sie sich gerne kurz vor.**

Ich bin Manfred W. und vor 66 Jahren in einem kleinen katholisch geprägten Dorf in Norddeutschland zur Welt gekommen. Als ich in der Pubertät meine Homosexualität entdeckte, bin ich aufgrund meiner katholischen Erziehung in einen schweren Gewissenskonflikt geraten. Da dies laut der katholischen Kirche eine Todsünde ist, glaubte ich, diese sexuelle Orientierung niemals ausleben, aber auch den vermeintlich „normalen“ Lebensweg mit Heirat und Familiengründung niemals gehen zu können. Dieser

Zwiespalt führte zu einer sehr schweren Alkoholabhängigkeit. Nach dem Umzug nach Berlin bin ich 1981 mit Hilfe der Anonymen Alkoholiker trocken geworden. Im Anschluss an den beherzten Austritt aus der katholischen Kirche habe ich mithilfe der „Schwulenberatung Berlin“ dann auch mein Coming Out gehabt und bin seitdem gerne und offen schwul!

♥ **Der Humanistische Verband ist in vielen Bereichen aktiv. Wie haben Sie den Verband kennengelernt?**

Vor circa 10 Jahren hörte ich zum ersten Mal durch eine Patientin, die in einer lebensbedrohlichen

Situation in der Notaufnahme lag, vom Humanistischen Verband. Ich absolvierte nach dem Trockenwerden eine Ausbildung zum Krankenpfleger an der Charité und habe dort 37 Jahre lang in der Notaufnahme gearbeitet. Sie erzählte mir, dass sie eine Optimale Patientenverfügung sowie eine Betreuungsverfügung gemacht habe und erleichtert sei. Denn dadurch müssten ihre Töchter keine schweren und emotional belastenden Entscheidungen für sie treffen.

♥ **Veränderungen und neue Lebensphasen wie der Eintritt ins Rentenalter stellen neue Fragen an die eigene Lebensgestaltung und das eigene Dasein. Welche Fragen haben Sie in dieser Lebensphase bewegt?**

Ich bin 2016 plötzlich schwer erkrankt und habe glücklicherweise überlebt. Da ich gewollt alleine lebe, führte dies zu der Entscheidung, endlich meine Angelegenheiten für mich regeln zu wollen, um Freunde und Verwandte nicht mit solchen Entscheidungen zu belasten. Ich bin deshalb Mitglied im Humanistischen Verband geworden und habe dort nach intensiver Beratung und Aufklärung das wie ich es nenne „Rundum-Sorglos-Paket“ bekommen. Dies beinhaltet die Optimale Patientenverfügung, eine Betreuungsverfügung, eine Grabstelle und Bestattung auf dem Urnenhain auf dem Waldfriedhof Zehlendorf sowie mein Testament zugunsten des Kinderhospizes „Berliner Herz“. Als Alleinerbe kümmert sich der Humanistische Verband nach meinem Ableben auch um die Wohnungsauflösung.

♥ **An welche Erfahrungen und Begegnungen beim Humanistischen Verband erinnern Sie sich besonders?**

Ich erinnere mich gern an die unglaublich kompetente und einfühlsame Beratung und Aufklärung zur Optimalen Patientenverfügung und Betreuungsverfügung durch Frau Hellriegel. Auch durch Frau Krentz und Herrn Schrammar fühlte ich mich umfassend und gut zu meinem Testament und zur Nachlassregelung beraten. Last but not least die sehr einfühlsame Beratung und Regelung bezüglich meiner

Bestattung und Grabstelle durch Herrn Füstmann.

♥ **Welche Angebote vom Humanistischen Verband nutzen Sie?**

Die vielfältigen Angebote des Seniorenbüros „Am Puls“, betreut von Frau Koscheva. Dazu zählen Begegnungen, Ausflüge, Stadtführungen, Fortbildungen, Chor, Malunterricht etc. (zurzeit coronabedingt leider noch sehr eingeschränkt). Im Arbeitskreis „queer*human“ engagiere ich mich als Verbandsmitglied, um die wichtigen Anliegen der LGBTIQ-Community weiter publik zu machen, zu vertreten und auch innerhalb des Humanistischen Verbands zu etablieren!

♥ **Was wünschen Sie sich als Freund_in vom Verband? Wie können wir für Sie da sein?**

Durch mein „Rundum-Sorglos-Paket“ bin ich eigentlich wunschlos glücklich! Der Humanistische Verband hat so viele Angebote, Initiativen etc. für alle gesellschaftlichen Gruppen und Altersstufen und bietet in jeder Lebenslage die passende Hilfe und Unterstützung. Mensch* muss nur die Initiative ergreifen, sie annehmen und nutzen. Schon Erich Kästner hat gesagt: Es gibt nichts Gutes, außer Mensch* tut es!

♥ **Welche Wünsche haben Sie für uns als Verband?**

Ich wünsche mir, dass der Humanistische Verband noch offensiver zu gesellschaftlich relevanten Themen aus humanistischer Sicht Stellung bezieht und mit den humanistischen Werten mehr in die Öffentlichkeit geht beziehungsweise die Medienpräsenz erhöht. Immer mehr Menschen kehren den etablierten Kirchen den Rücken und suchen unabhängig von Glauben und Spiritualität nach Orientierung und Werten in einer humanen Gesellschaft. Hier kann der Humanistische Verband eine gute Alternative sein. Für mich zumindest ist er das, nach meinen furchtbaren Erfahrungen mit der katholischen Kirche.

♥ **Vielen Dank für das Gespräch!**

Die Pandemie der Einsamkeit

Von der Konjunktur einer traurigen Emotion

An einem ganz normalen Sonntag in einer Siedlung am Rande der Stadt sitzt Frau M. am Fenster ihrer Wohnung. Alleine. Wie jeden Tag. Seit langer Zeit. Hinter den Gardinen schaut sie über Stunden dem Bus hinterher, der hier seine Runde startet. Den ganzen Tag hat sie mit keinem Menschen gesprochen. Obwohl in ihrem Haus noch elf andere Wohnungen sind. Sie sehnt sich nach Kontakt, nach Fürsorge, nach Berührung. Doch sie will niemandem zur Last fallen. In ein paar Wochen wird sie 85 Jahre alt. Und wenn sie sich einmal mehr sehr einsam fühlt, denkt sie immer öfter, dass sie nicht noch ein weiteres Jahr leben will.

Einsamkeit betrifft immer mehr Menschen aller Altersgruppen

Frau M. gibt es unter vielen Namen und an vielen Orten. In Deutschland leben rund 40 % aller Menschen alleine, jeder dritte von ihnen ist älter als 64 Jahre. In den USA berichteten 60 % der Bewohner_innen von Seniorenheimen, dass sie nie Besuch bekommen. Und in China erlangte ein 85-Jähriger traurige Berühmtheit: Er brachte an einer Bushaltestelle in seiner Stadt einen Aushang an, auf dem zu lesen war: „Einsamer Mann Mitte 80 hofft, dass eine gutherzige Person oder Familie ihn adoptieren möchte.“ Er starb drei Monate später.

Besonders zu den Essenszeiten wird Menschen die eigene Einsamkeit oft schmerzlich bewusst. In Südkorea hat man dafür das sogenannte „Mukbang“ entwickelt: Via Internet schaut man anderen Menschen beim Essen zu und gesellt sich mit seiner eigenen Mahlzeit dazu. Aus Mukbang ist mittlerweile ein weltweiter Trend geworden.

Doch die „Pandemie der Einsamkeit“ betrifft nicht nur ältere Menschen. Sie ist zu einem Problem geworden, das die ganze Gesellschaft betrifft. Der Psychiater Manfred Spitzer sieht in Einsamkeit sogar eine Krankheit, durch die die Wahrscheinlichkeit steigt, an Alzheimer, Fettleibigkeit, Diabetes, Bluthochdruck oder Krebs zu erkranken. Grassierende Einsamkeit führte in England bereits dazu, dass ein Ministerium für Einsamkeit gegründet wurde – mit dem erklärten Ziel, der zunehmenden Vereinsamung von wachsenden Teilen der Bevölkerung entgegenzuwirken.

Gegen Einsamkeit hilft die Qualität der sozialen Beziehungen

Was ist der Ausweg? Es gibt eine ganze Reihe von Ansätzen, der Einsamkeit zu wehren: eigene soziale Kompetenzen stärken, soziale Unterstützung verbessern, mehr Möglichkeiten für soziale Kontakte schaffen. Und nicht zuletzt: Wenig hilfreiche innere

Einstellungen über die eigenen sozialen Kontakte verändern (wie Scham und Misstrauen).

Der Soziologe Hartmut Rosa sieht in Leistungsdenken und Wettbewerb eine wesentliche Ursache für die grassierende Einsamkeit – und empfiehlt, die Gesellschaft stattdessen an der Resonanz auszurichten. Er meint damit die unmittelbar erfahrene Verbundenheit mit anderen Menschen. Im Anderen die Gemeinsamkeiten sehen, statt mit ihm zu konkurrieren. Einsamkeitsforscher Philip Hyland empfiehlt, auf die Qualität statt die Quantität der sozialen Beziehungen zu achten. In einer Zeit, in der die Größe der sozialen Netzwerke und die Anzahl der „Likes“ für den eigenen Status so enorm wichtig geworden sind, sicher kein schlechter Tipp.

Füreinander da sein gegen Einsamkeit

Das Berliner Seniorentelefon

Dass man mit viel Liebe und Engagement der Einsamkeit etwas entgegensetzen kann, beweist unser Berliner Seniorentelefon. Elf geschulte Seniorinnen zwischen 60 und 80 Jahren mit ebenso viel Empathie wie Lebenserfahrung leihen Anrufer_innen ihr Ohr.

Hilfe zur Selbsthilfe

In anonymen Gesprächen geht es um Probleme und Ängste, um Informationen und Hilfe zur Aktivierung der Selbsthilfekräfte, Tipps zur Freizeitgestaltung, Fragen zur Pflege, zum Wohnen, zur Patientenverfügung oder zur Vorsorgevollmacht – und oft genug um Einsamkeit. 40% aller Anrufer_innen sind zwischen 70 und 79 Jahre alt, jede_r vierte Anrufende zwischen 80 und 89 Jahre. Aber auch Angehörige und Freund_innen, die sich über ihre in Berlin lebenden älteren Verwandten beraten lassen wollen, rufen an. Sie bilden mit 10 % einen kleinen, aber wachsenden Anteil.

Auch in der Pandemie ist das ehrenamtliche Team unverändert aktiv. Seit März 2020 arbeiten die Team-

mitglieder mit Hilfe einer Rufumleitung von zu Hause aus – und beobachten, wie die Zahl der Anrufer_innen deutlich ansteigt. 2020 waren es 33 % mehr Telefonate als 2019. Diese Entwicklung setzt sich auch 2021 fort. Themen sind häufig die fehlenden Besuchsmöglichkeiten in Pflegeheimen oder Krankenhäusern und die Reduzierung von sozialen Kontakten.

Die Einsamkeit der älteren Menschen zeigt sich sehr deutlich in den Gesprächen. Das Bedürfnis, ohne Beratung einfach nur zu reden und ein offenes Ohr zu finden, war deutlich größer als in den Jahren zuvor. Auch die Nachfrage nach persönlichen Besuchen stieg an, besonders bei bereits vor dem Ausbruch der Pandemie Vereinsamten. Den Angeboten des Besuchs- und Kontaktnetzes sowie des Mobilitätshilfedienstes misst das Team des Seniorentelefons daher große Bedeutung bei – ebenso wichtig sind Schulungen zum Umgang mit moderner Kommunikationstechnik.

Ehrenamtliche für den Telefondienst gesucht

Um das Angebot zuverlässig weiterführen zu können, freut sich das Team des Seniorentelefons über neue Ehrenamtliche mit Empathie, Lebenserfahrung und Zeit für den Telefondienst. Auch ein Mensch mit Freude an unterstützender Büroarbeit und entsprechend guter Computerefahrung wäre herzlich willkommen! Gute Einarbeitung wird garantiert. Das Team trifft sich einmal im Monat zu einer Teamsitzung oder Schulung in entspannter Atmosphäre – zurzeit so, wie die Pandemie es zulässt. Neben altersspezifischen Fragen des Lebens und der Gesellschaft werden die Ehrenamtlichen unter anderem durch Psycholog_innen in Gesprächsführung geschult.

Das Projekt wird von der Senatsverwaltung für Gesundheit, Pflege und Gleichstellung gefördert.

info@berliner-seniorentelefon.de
www.berliner-seniorentelefon.de



Tel: 030 27 96 444
Mo/Mi: 12-14 Uhr
Fr/So: 14-16 Uhr

Mut zur Nachbarschaft

Ein Erfahrungsbericht von Patricia Holland-Moritz über ihre ehrenamtliche Arbeit beim TagesTreff für Wohnungslose und Bedürftige im Bezirk Lichtenberg. Darüber, wie sie den Zusammenhalt auf der Straße erlebt und welche Herausforderungen die Pandemie den Betroffenen stellt.

Es hat ein paar Jahre gedauert, bis ich begann, die Menschen mit den Bierflaschen in der Hand am Bahnhof Lichtenberg nicht nur wahrzunehmen, sondern mich für sie und ihre Geschichten zu interessieren. Nicht, dass die Trinker_innen am Bahnhof ihre Geschichte einfach so erzählen würden oder könnten, dachte ich, aber dass es einen Weg geben musste zu erfahren, wie man dorthin gelangt, wo sie leben. Häufig stand ich oben am Bahnsteig und schaute hinüber zu dem weißgetünchten Gebäude mit dem Banner „MUT zur Nachbarschaft“, dem Tagestreff für Wohnungslose und bedürftige Menschen. Und es war zugegebenermaßen Voyeurismus, dass ich mir den Kopf weit genug verdrehte, um jene auf der anderen Straßenseite zu beobachten, die dort hineingingen und herauskamen.

Es war alles andere als Mitleid, das mich auf eine Annonce im Tagestreff reagieren ließ, in der eine Küchenhilfe gesucht wurde. Wäre ich in einer prekären Situation, würde ich kein Mitleid erwarten. Ich

würde erwarten, nicht ausgegrenzt, sondern wahrgenommen und angesprochen zu werden und im besten Falle Hilfe zu bekommen. Hilfe, die manchmal aus einem Gespräch besteht, in dem man sich jemandem anvertraut, wie wir es bei unseren Freunden oder in einem befreienden Tagebucheintrag tun.

Seit mehr als zwei Jahren kann ich sie nun führen, diese Gespräche. Manchmal im Tagestreff, manchmal am Bahnhof, manchmal an einer Straßenecke vor einem Späti. Ich bin „eingemeindet“, aufgenommen in ihre Gemeinschaft, auch wenn ich selbst in der Komfortzone eines Zuhauses lebe und Alkohol nicht zum Stillen einer Sucht benötige. Ihre Gemeinschaft ist nicht homogen und alles andere als selbstverständlich, wenn man Gemeinschaft mit Solidarität gleichsetzt. Wie in allen Bereichen unserer Gesellschaft, in denen Menschen zusammenfinden, ohne sich gesucht zu haben, gibt es auch unter obdachlosen und wohnungslosen Menschen Reibereien, Neid und Missgunst und auch das Schwarze unter dem Na-

gel, das der eine dem_der anderen nicht gönnt. Wie in jedem Bereich unserer Gesellschaft sind auch hier Verallgemeinerungen fehl am Platz. Weder gibt es „die Obdachlosen“ noch „die Privilegierten“. Der oder die Eine kann von heute auf morgen zu dem oder der Anderen werden. Dazwischen liegen oft nicht mehr als eine familiäre Trennung oder ein Jobverlust oder die richtige Begegnung zur richtigen Zeit und ein Angebot, das angenommen wird. Einige tun sich zusammen, weil unter ihnen weniger getrunken und mehr geredet wird. Und andere aus genau dem gegenteiligen Grund.

Schwerer als Männer haben es Frauen. Ich höre von Vergewaltigung oder einer Frau, die sich prostituiert hat. Weiß nicht, was schlechtes Gerede oder Hilferuf ist, und muss fein unterscheiden, um nicht in meiner Meinung manipuliert zu werden. Wird eine_r angegriffen aus ihren Reihen, dann setzen andere sich ein, manchmal schwächere, betrunkenere als der_die Angreifer_in; jene, die körperlich unterlegen sind. Doch sie tun es, kraft ihres

Stolzes und weil sie spüren, dass Gewalt das bisschen behütetes Leben zerstört, was ihnen noch bleibt.

Die Pandemie war und ist eine Herausforderung, wie für alle von uns, doch höre ich aus den Reihen Bedürftiger kein Leugnen, kaum Verschwörung und wenig Nörgelei. Ist die Maske nur noch ein schmutziger Lappen, wird sie von uns durch eine frische ersetzt. Soll getestet oder geimpft werden, hält man Rachen, Nase oder Arm hin. Muss man draußen warten, weil die Sitzplätze im Speisesaal wegen der Abstandsregelung auf die Hälfte reduziert sind, wird draußen gewartet, bis drinnen wieder eine_r fertig ist mit dem Essen.

Die Arbeit mit obdach- und wohnungslosen Menschen ist für mich Bereicherung und keine Pflicht. Sie geben mir viel, unter anderem die Erkenntnisse, dass es sich lohnt, sich den offenen Blick auf die Mitmenschen zu bewahren und dass Gemeinschaft keine Außenseiter_innen kennt.



TagesTreff für Wohnungslose und Bedürftige

Weitlingstraße 11 | 10317 Berlin
Tel: 030 52 69 56 38
E-Mail: info.tt@hvd-bb.de
www.humanistisch.de/tagestreff

Aktuell von Montag bis Freitag von 8-17 Uhr und Samstag und Sonntag von 9.30-15.30 Uhr geöffnet.

Zahlen und Fakten 2020:

- 49.131 Essen wurden ausgegeben
- 2.564 allgemeinmedizinische und zahnärztliche Behandlungen durchgeführt
- 2.823 Waschmaschinen und Duschen in Anspruch genommen

FREUND_IN

Patricia Holland-Moritz ist Schriftstellerin. 1967 geboren in Karl-Marx-Stadt (dem heutigen Chemnitz), lebt sie seit 1991 in Berlin. Sie kandidiert für die Lichtenberger SPD für das Berliner Abgeordnetenhaus und arbeitet seit zwei Jahren ehrenamtlich für den Tagestreff für Wohnungslose und bedürftige Menschen in Lichtenberg. Dort unterstützt sie das Team in der Betreuung und Grundversorgung jener, die ohne festen Wohnsitz im Bezirk leben.

Elżbieta Podleśna

Anna Prus

Joanna
Gzyra-Iskandar

„Die katholische Kirche ist das größte und stärkste Netzwerk in Polen“

Manfred Isemeyer im Gespräch mit den Preisträgerinnen des Humanismus-Preis für Menschenrechte 2021 – den polnischen LGBTQ-Aktivistinnen Joanna Gzyra-Iskandar, Anna Prus und Elżbieta Podleśna. Drei mutige Frauen, die sich in unserem Nachbarland Polen gegen Menschenrechtsverletzungen zur Wehr setzen.

♥ Seit 2015 ist Polen ein Sorgenkind der EU, weil die Unabhängigkeit der Justiz ausgehöhlt wird, die Meinungs- und Vereinigungsfreiheit bedroht sind und insbesondere die Rechte von Frauen und LGBTQ-Personen eingeschränkt werden. Wie kam es zu dieser Entwicklung?

Joanna: Die aktuell regierende Partei Recht und Gerechtigkeit (PiS) ist direkt für diese Situation verantwortlich. Die PiS ist an der Macht, weil sie auf die Bedürfnisse bestimmter gesellschaftlicher Gruppen eingeht, die von den vorherigen Regierungen ignoriert wurden. So schuf sie ihre eigene Mythologie und Propaganda. Die polnische Gesellschaft war noch nie so gespalten wie heute.

Anna: Die Politiker_innen hätten das vorhersehen müssen. Die Menschen denken nicht über höhere Werte wie Demokratie, Menschenrechte oder den Kampf gegen den Klimawandel nach, wenn sie sich im täglichen Leben abmühen. Wenn man Probleme damit hat, seinen Lebensunterhalt zu bestreiten, ist die erste Sorge nun mal das Geld. Ich werfe den Menschen nicht vor, dass sie eine Partei gewählt haben, die ihnen auf Kosten anderer, in diesem Fall auf Kosten des Leidens einer unbekanntenen Gruppe von LGBTQ-Menschen, relativ viel geboten hat. Ich gebe den Politiker_innen die Schuld.

Elżbieta: Die gemäßigten Regierungen [nach 1989; Anm. d. Red.] räumten der wirtschaftlichen Entwicklung absolute Priorität ein, ignorierten dabei

aber die Bedürfnisse und Probleme der Menschen in unterentwickelten oder abgelegenen Gebieten. Diese Menschen wurden allein gelassen und wandten sich der Rechten oder sogar extremen Rechten zu, die dort schon immer präsent gewesen sind, da die katholische Kirche das größte und stärkste Netzwerk in Polen ist. Als Psychologin sehe ich das größte Problem in mangelnder Bildung. In den polnischen Schulen ist heutzutage kein Platz mehr für Sexualerziehung, Gleichberechtigung oder gewaltfreie Erziehung. Im Gegenteil: Die nationalistischen Pfadfinder oder andere paramilitärische oder religiöse Aktivitäten sind oft das einzige Angebot für Jugendliche. Das ist es, was ich nicht verzeihen kann.

♥ Seit Januar 2021 gibt es in Polen ein nahezu lückenloses Verbot des Schwangerschaftsabbruchs. Welche Rolle spielte die katholische Kirche bei der Verschärfung der Gesetze?

Joanna: In Polen besteht seit 1993 ein Abtreibungsverbot – aber es gab drei gesetzliche Ausnahmen, von denen eine durch ein rechtswidriges Urteil aufgehoben wurde. In der Praxis bedeutet dies, dass in polnischen Krankenhäusern fast keine Abtreibungen vorgenommen werden. Selbst im Falle einer Schwangerschaft aufgrund von Vergewaltigung oder Inzest muss die Zustimmung der Staatsanwaltschaft eingeholt werden, was in der Praxis unmöglich ist.

Anna: Im Februar 1989 kam eine Gruppe von Experten aus der katholischen Fachwelt auf die Idee, Abtreibungen ganz zu verbieten. Die Menschen waren fassungslos. Noch bevor darüber abgestimmt wurde, fanden im Juni die ersten halbwegs freien Wahlen in Polen statt, die Regierung wechselte und wir konnten dieses Anliegen vergessen. Zumindest für einige Zeit. Alle paar Monate erinnerte die katholische Kirche die Regierung daran, was sie als Gegenleistung für ihre Unterstützung bei den Wahlen wollte. Denn so gewinnt man hier: Entweder man nimmt die Hilfe der katholischen Behörden in Anspruch oder man muss wirklich hart arbeiten, um gewählt zu werden. Das Thema Abtreibung war immer unangenehm für Politiker_innen. Sie wussten, dass die Menschen wütend sein würden, aber der Druck wurde immer größer

und es gab viel zu verlieren. Die Dinge haben sich bis heute nicht geändert. Die zweitgrößte Demonstration nach 1989 fand 2018 in Warschau statt, nachdem die Bischöfe öffentlich gefordert hatten, dass die Politiker_innen schneller an einem weiteren strengen Anti-Abtreibungsgesetz arbeiten sollten.

Elżbieta: Nach 1989 schien es für alle Politiker_innen egal welcher Partei nahezu unmöglich, etwas ohne den Segen der Kirche, geschweige denn etwas gegen die Kirche selbst zu tun. Deshalb legten sogar linke Parteien Wert auf gute Beziehungen zur Kirche und räumten ihr in der Wirtschaft und vor allem im gesellschaftlichen Diskurs eine privilegierte Stellung ein. Wenn ein Politiker einem großen konservativen Partner etwas schuldet, dann werden die Schulden immer mit den Rechten von Frauen und Minderheiten bezahlt. Und die polnische katholische Kirche sagt offen, was sie will: Bischöfe weisen Politiker_innen an, wie sie abstimmen sollen, Priester sammeln in ihren Gemeinden Stimmen für Anti-Choice-Gesetze ...

♥ **Welche Möglichkeiten seht ihr in einer länderübergreifenden Strategie von deutscher Politik und Zivilgesellschaft zum Schutz der Menschenrechte bei euch? Welche Unterstützung ist konkret notwendig? Oder: Was könnten deutsche Bürger_innen und Politiker_innen tun, was erwartet ihr von ihnen?**

Joanna: Es ist sicherlich sehr wichtig für uns, dass in den ausländischen Medien über die Ereignisse in Polen und die Verletzung der Rechte von Frauen und LGBTQ-Personen berichtet wird. Darüber hinaus können Bürger_innen auf ihre lokalen und nationalen Politiker_innen zugehen, damit diese auf die Geschehnisse in Polen reagieren. So haben beispielsweise einige Städte internationale Partnerschaften mit polnischen Städten aufgelöst, die Anti-LGBTQ-Resolutionen verabschiedet hatten. Wir möchten auch dazu ermutigen, polnische Organisationen zu unterstützen, die für die Rechte von LGBTQ-Menschen kämpfen, wie die Campaign Against Homophobia, die LGBTQ-Menschen und -Aktivist_innen Rechtsbeistand bietet, Trans-Fuzja, die Transgender-Menschen



Johanna



Anna



Elżbieta

psychologisch unterstützt, Lambda Warszawa oder die Stonewall-Gruppe aus Poznan, die wohnungslose LGBTQ-Personen beherbergen.

Elżbieta: Das Unbekannte scheint gefährlich zu sein. Diese Angst wird von der PiS und rechtsextremen Organisationen ausgenutzt. Als ich einige Diskussionen in den Gemeinderäten verfolgte, wurde mir klar, dass in vielen Fällen die Angst vor dem Unbekannten der Grund für die Schaffung dieser schrecklichen LGBTQ-Freizonen war. Vielleicht wäre es vielversprechend, die Kontakte zu einer polnischen Partnerstadt nicht abubrechen, sondern ihre Verantwortlichen einzuladen, um zu zeigen, wie man in Deutschland mit Gleichberechtigung umgeht? Wie leben und arbeiten die Menschen zusammen? Einfach um ihnen zu helfen, das Unbekannte kennenzulernen und willkommen zu heißen.

♥ **Wegen eures Engagements werdet ihr zuhause schikaniert und eingeschüchtert. Woher nehmt ihr die Kraft für euren gesellschaftspolitischen Einsatz und was sind eure nächsten Aktivitäten?**

Anna: Ich weiß nicht, was ich als nächstes tun werde. Ich denke, ich werde weiterhin versuchen, einen „Guerillakampf“ für Abtreibungen zu führen. In Polen wird es leider mit Sicherheit viele Gründe geben, andere Aktionen zu unternehmen. Sicher ist also nur: Ich werde mich nicht überfordern, denn ich habe mich immer noch nicht von der Zeit erholt, die ich hinter mir habe. Meine Quelle der Kraft sind die Menschen, die ich liebe. Sie kümmern sich um mich, unterstützen mich, erinnern mich manchmal daran zu essen, wenn ich wegen meines Aktivismus unter großem Druck stehe. Sehr wichtig ist dabei, dass wir einander vertrauen können.

Joanna: Meine Kraft rührt aus meinem Unrechtsbewusstsein und meiner Wut über die üble Gesamtsituation. Wir sind an vielen Fronten tätig. Gerade verbringe ich die meiste Zeit mit Arbeit für eine Stiftung, die sich für Frauenrechte einsetzt, und im Gesetzgebungsausschuss von „Legal Abortion Without Compromise“ (Abtreibung ohne Kompromisse). Darüber

hinaus verbreite ich Informationen über die Aktivitäten fundamentalistischer Gruppen in Polen.

Elżbieta: Letztes Jahr bin ich aufs Land gezogen und werde von der Natur, von Bäumen, Pflanzen, Hunden, Katzen und menschlichen Freund_innen angezogen. Von Beruf bin ich Psychotherapeutin und habe beschlossen, dies irgendwie mit Aktivismus zu verbinden. Zusammen mit einer Freundin leite ich ein Netzwerk namens Psycho-ER, das Aktivist_innen in Not therapeutische Hilfe anbietet. Ich unterstütze auch ein anderes Netzwerk, „Therapeut_innen für LGBT+“, welches wir nach einem Pride-March in Białystok im Jahr 2019 gegründet haben, nachdem dieser von FundamentalistInnen und Nationalist_innen angegriffen worden ist. Ich helfe bei der Arbeit einer wunderbaren Initiative namens Szpila (Die Nadel), die Anarchist_innen und Anwalt_innen zusammenbringt, um Aktivist_innen Rechtsbeistand zu leisten. Und was noch? Zusammen mit meinen Freundinnen von einer Gruppe, die sich inoffiziell „14 Frauen auf einer Brücke“ nennt, versuchen wir, die Finanzierungswege neofaschistischer Organisationen herauszufinden und gegen deren Finanzierung aus dem Staatshaushalt zu protestieren. Das ist ein reiner Skandal! All diese Aktionen führe ich vom Schreibtisch aus aufgrund meines Gesundheitszustands, aber auch aufgrund der Tatsache, dass ich bis Ende des Jahres auf Bewährung bin (ein Ergebnis einer meiner Proteste).

♥ **Vielen Dank für das Gespräch!**

*Das Interview in voller Länge lesen Sie hier:
www.humanismus-stiftung.de*

Der Humanismus-Preis ist mit 10.000 Euro dotiert und wird alle zwei Jahre vom Humanistischen Verband Berlin-Brandenburg und der Humanismus Stiftung Berlin verliehen. In diesem Jahr wird er am 10. Dezember 2021, am Tag der Menschenrechte, feierlich an die Preisträgerinnen überreicht.





Keerthi Bollineni

Im Gespräch mit Dr. Keerthi Bollineni, der Präsidentin der indischen Frauenrechtsorganisation Vasavya Mahila Mandali (VMM) über das Empowerment von Frauen und Kindern, die schwerwiegenden Folgen der Pandemie in Indien sowie problematische Traditionen.

♥ Dr. Bollineni, könnten Sie sich vorstellen und etwas über Vasavya Mahila Mandali erzählen?

Mein Name ist Dr. Keerthi Bollineni, Expertin für soziale Entwicklung, Transformatorin und Humanistin. Ich bin in einer Gandhi nahestehenden, für Freiheit kämpfenden Familie in Vijayawada, Indien, aufgewachsen. Mit 28 Jahren starb mein Ehemann bei einem Autounfall. In meiner zweiten Ehe habe ich schwere häusliche Gewalt erfahren, die zur Scheidung geführt hat. Nun bin ich Vorbild und Motivatorin für viele Frauen in Krisensituationen.

Zudem bin ich Präsidentin von Vasavya Mahila Mandali. VMM empowert seit 52 Jahren Frauen, Kinder und Familien und setzt sich für eine nachhaltige Gesellschaft mit humanistischen Werten ein. Fünf Themenbereiche sind dabei besonders wichtig: Gesundheit & Ernährung, Bildung, Lebensgrundlagen, geschlechterspezifische Gewalt sowie Umwelt. Wir arbeiten mit Gemeinschaften, um Frauen zu Würde und Respekt zu verhelfen, ihnen Fähigkeiten zu vermitteln und ihre Existenzgrundlage durch finanzielle Unterstützung zu sichern. Seit unserer Gründung haben wir vier Millionen Menschen in urbanen, ländlichen und indigenen Kontexten erreicht.

♥ Nach dem schweren COVID-Ausbruch scheint die Lage in Indien dramatisch. Wie nehmen Sie die Situation vor Ort wahr?

Die Geschichte von Lakshmi, was nicht ihr wahrer Name ist, schildert die Situation ganz gut: Sie ist 27 und hat vor neun Jahren geheiratet. Zwar hat sie studiert, aber ihr Schwiegervater hat ihre Zeugnisse nach einem Streit in der Familie verbrannt. Ihr Mann konnte trotz seiner technischen Berufsausbildung keine Arbeit finden. Also eröffnete er einen Stand für Biryani, eine beliebte Speise in Indien und der indischen Diaspora. Das Einkommen war gut, aber die Kosten der Familie mit zwei kleinen Kindern hoch. Ihr Mann erkrankte an Corona, kam ins Krankenhaus und verstarb im April. Lakshmi ist nun eine Witwe. Nach der Beerdigung warfen ihre Schwiegereltern sie aus ihrem Haus.

Über Freiwillige habe ich sie kennengelernt. Sie hat mir berichtet, dass sie seit zehn Tagen nichts mehr zu essen hatte, auch nicht für die Kinder. Ihr fehlt Geld für die Miete und ohne ihre Zeugnisse findet sie keine Arbeit. Ihre Nachbarn verstoßen sie, weil sie eine Witwe ist. Das ist die Geschichte einer Corona-Witwe. Und es gibt viele weitere Lakshmis in Indien. Beim großen Ausbruch im Frühjahr sind mindestens 400.000 Menschen gestorben. 130.000 Frauen sind zu Witwen geworden, viele von ihnen mit Kindern. Sie stehen nun ohne Unterstützung da, ohne medizinische Versorgung, die Kinder erhalten keine Bildung, von der Gesellschaft werden sie ausgegrenzt. Am schlimmsten betroffen sind dabei Frauen in

ländlichen Gegenden, wo sowieso schon jede zehnte Person in extremer Armut lebt.

Für viele Frauen weltweit wird der schmerzhafteste Verlust des Partners dadurch verstärkt, dass sie für ihre Rechte kämpfen müssen. Hier müssen wir helfen: Wir müssen uns dem Leid der Frauen und Kinder annehmen. Wir müssen das Schicksal der Corona-Witwen sichtbar machen. Es braucht Erfassung, Forschung und politische Initiativen.

♥ Also sind insbesondere Frauen und Kinder betroffen. Was brauchen sie in dieser schwierigen Situation?

Die Frauen brauchen vor allem Unterstützung. Die psychische Gesundheit muss durch Beratung und Begleitung gefördert werden. Sie brauchen Hoffnung, dass sie ihr Leben neu aufbauen und selbstbestimmt leben können. Auch die Kinder brauchen Begleitung, denn sie haben gerade ihren Vater verloren. Und sie brauchen eine Gemeinschaft, da die Witwen vom Rest der Gesellschaft verstoßen werden. Die Kosten für Unterbringung und Strom müssen getragen werden. Für die besonders vulnerablen Familien braucht es zudem Lebensmittel für die nächsten drei bis fünf Monate, damit die Ernährung der Kinder sichergestellt ist.

In einem weiteren Schritt braucht es für die Frauen passende Angebote zur Aus- und Weiterbildung. Auch Beschäftigung oder Selbstständigkeit müssen gefördert werden, zum Beispiel indem man ihnen Rohmaterialien gibt und Absatzmärkte für Produkte schafft. Und auch die Bildung der Kinder ist sehr wichtig. Ältere Kinder müssen nach Möglichkeit in Ausbildung gebracht oder zu passenden Berufen beraten werden.

♥ Warum ist Hilfe aktuell besonders wichtig?

Aufgrund des plötzlichen Todes eines wichtigen Menschen brauchen betroffene Frauen Unterstützung. Bislang aber hat die Regierung keine Programme aufgesetzt, um Corona-Witwen zu helfen. Deshalb ist es unerlässlich, dass NGOs und humanitäre Organisationen in die Bresche springen und die Unterstützung anschieben. In solchen Krisensituationen besteht die Gefahr, dass Frauen in die Prostitution

oder den Menschenhandel abgleiten. Insgesamt sind diese Witwen aktuell viel vulnerabler als zuvor.



♥ Sie und Ihre Organisation sehen sich immer wieder mit Stolpersteinen konfrontiert, die in Traditionen begründet sind und Ihnen die Arbeit erschweren. Welchen problematischen Traditionen begegnen Sie und wie beeinflussen diese Ihre Arbeit?

In Indien sollen Frauen nach dem Tod ihres Mannes das Haus drei bis fünf Monate lang nicht verlassen. So geben es die kulturellen Normen und Traditionen vor. Das erschwert natürlich die Möglichkeiten, sie zu unterstützen und wieder in die Gesellschaft einzugliedern. Vasavya Mahila Mandali spricht mit den Familien. Manche verzichten auf die Tradition, die meisten aber hören uns nicht zu. Während dieser Trauerphase fokussieren wir uns deshalb auf die Beratung der Witwen und ihrer Kinder. Dabei planen wir ihr zukünftiges Leben, wie sie ihre Grundbedürfnisse befriedigen und die Bildung ihrer Kinder sicherstellen können – immer in Bezug auf die kleine, von der Regierung gezahlte Witwenrente von monatlich 3.000 Indischen Rupien (ca. 35 Euro, Anm. d. Red.). VMM arbeitet daran, Aufmerksamkeit in den Communities zu schaffen und dafür zu sorgen, dass Witwen Respekt erfahren. Dies tun wir vor allem, indem wir Witwen dabei helfen, in ihren Gemeinschaften gesellschaftliche Funktionen einzunehmen.

♥ Vielen Dank für das Gespräch!

Eine ausführliche Fassung des Gesprächs mit Dr. Keerthi Bollineni finden Sie auf www.humanistisch.de

Positiv über Vielfalt reden

Ein persönlicher Einblick von Serkan Wels in die LGBTIQ+-Szene Berlins, die Arbeit des Arbeitskreises queer*human des Humanistischen Verbandes Berlin-Brandenburg sowie ein Blick in die Nachbarländer Russland und Polen.

Die Berliner LGBTIQ+-Community ist so vielfältig wie die Pride Flag bunt ist. Sie unterstützt sich und fängt sich auf, wenn Mensch* Hilfe braucht – aber sie ignoriert sich auch gern, da jede_r auch in ihrer_seiner Blase lebt. Frei nach dem Motto „Was kümmert mich das Elend anderer“. Auch ich lebte in meiner Blase. Ich dachte, ich lebe in einem Land, in dem meine Rechte durch das Grundgesetz gesichert sind. Das ging bis 2013, als ich von Russlands Anti-Homo-Gesetzen hörte und völlig schockiert war – genau wie die gesamte LGBTIQ+-Community: Homosexuellen in Russland war es verboten, positiv über Vielfalt zu reden. Die dortige Community wurde gejagt und in Tschetschenien in Lager gesteckt, gequält und missbraucht. Ich verfolgte auf Facebook die Geburt einer Berliner Initiative, die nach einem Video der Drag-Queen Barbie Breakout benannt ist (sie nähte sich vor laufender Kamera den Mund zu – alles unter dem Slogan „Enough is enough“). So nannte sich auch die Initiative ENOUGH IS ENOUGH! OPEN YOUR MOUTH!. Eine Gruppe von Aktivist_innen machte auf das Unrecht in Russland aufmerksam und konnte so viele Follower_innen, darunter viele Prominente, für ihre ehrenamtliche Arbeit gewinnen. Auch ich war bis 2019 Teil des Teams und bin der Initiative noch immer verbunden. Nicht nur Russland war und ist Thema dieser Initiative, auch der wiederkehrende Rassismus und die stetig wachsende Homo- und Transphobie.

Auch Polen ist ein wichtiges Thema geworden. Unter dem Hashtag #iamnotanideology klären sie nicht nur die queere Community über die dortigen Verbrechen auf. Mithilfe von Spendengeldern leisten sie in Form

von Reklametafeln in polnischer Sprache Aufklärung in der Bevölkerung. Auch das Projekt „100% Mensch“ aus Stuttgart informiert immer wieder über die Ungerechtigkeiten in vielen, nicht nur osteuropäischen Ländern.

Dann und wann zeigt sich auch die Solidarität in der deutschen Community. Wenn Hilfe gebraucht wird oder wenn es Kundgebungen für Opfer von homo- und transphoben Übergriffen gibt. So wie nach dem diesjährigen Berliner Christopher Street Day, kurz CSD. Ein 21-jähriger Mann wurde zusammengeschlagen und das nur, weil er eine Regenbogenflagge mit sich trug. Es war sein erster CSD. Am 31. Juli trafen sich knapp 60 Menschen, um Opfern von Übergriffen zu gedenken. Auch wir vom Humanistischen Verband Berlin-Brandenburg waren vor Ort.

Wir vom Arbeitskreis queer*human wollen noch aktiver werden und Aufklärung leisten. Dazu brauchen wir vielfältige Stimmen aus dem Verband und seinem Umfeld. Möchtest Du uns unterstützen? Egal ob beim CSD, bei queeren Straßenfesten oder als Stimme oder Gesicht in unseren Podcasts oder Videoclips. Auch die nächsten AK-Termine erfährst Du bei uns.

Schreib uns eine E-Mail an:
queerhuman@hvd-bb.de

FREUND_IN

Serkan Wels
ist seit 2010 Kita-Pädagoge beim
Humanistischen Verband
Berlin-Brandenburg und seit 2016
Mitglied im Arbeitskreis queer*human.
Privat wie beruflich setzt er sich
für eine vielfältige Gesellschaft ein.

Impressum

HERAUSGEBER

Humanistischer Verband Berlin-Brandenburg KdöR
Bereich Engagement & Kultur
Wallstraße 61-65
10179 Berlin

Vertreten durch
Katrín Raczynski (Vorstandsvorsitzende)
und David Driese (Vorstand)

Umsatzsteuer-Identifikationsnummer: DE316038128

KONTAKT

Service der Freund_innen des HUMANISMUS
Tel: 030 61 39 04 288
E-Mail: freunde@hvd-bb.de
www.humanistisch.de/hvd-bb

SPENDENKONTO

Bank für Sozialwirtschaft
IBAN: DE48 1002 0500 0003 1364 67

REDAKTION

Schlussredaktion & Lektorat: Florian Busch, Stefanie Krentz,
Katharina Lübben
Gestaltung: HELLOGRAPH, Potsdam

Bildnachweise: S. 4 und 5 Konstantin Börner; S. 10 Konstantin
Börner; S. 12 Adobe Stock; S. 15 Konstantin Börner;
S. 16 und 18 Aleksandra Perzyńska; S. 20 und 21 von privat;
S. 22 Serkan Wels

Wir verwenden das Gender_Gap, um alle sozialen Geschlechter
und Geschlechtsidentitäten sprachlich abzubilden.





www.humanistisch.de/hvd-bb

Download Magazin:
www.humanistisch.de/magazin